

BARBARA ROGAN

DIE VERSCHWUNDENE



Weltbild

Die romantische, unbeschwerte Jugendzeit – ein Netz aus Lügen, schrecklichen Geheimnissen und verdrängter Gewalt? Als Willa nach zwanzig Jahren ein Klassenreffen organisieren will, kann sie ihre exzentrische Jugendfreundin Angel nicht ausfindig machen. Sie ist wie vom Erdboden verschluckt. Willa recherchiert und muss feststellen, dass Angel einem grausamen Verbrechen zum Opfer gefallen ist, und ihr Mörder ist jederzeit bereit, wieder zuzuschlagen ...

Willa beschließt, die Freundin zu rächen. Die enttäuschte, verbitterte Frau hat plötzlich einen Auftrag zu erfüllen ...

Barbara Rogan

Die Verschwundene

Aus dem Amerikanischen von Brigitta Merschmann

Weltbild

Barbara Rogan hat als Lektorin im Verlag gearbeitet und eine eigene Literaturagentur geleitet, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie lebt mit ihrer Familie in New York.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Hindsight.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Barbara Rogan

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
München

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Brigitta Merschmann liegen beim btb Verlag
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Brigitta Merschmann

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-441-9

Dieses Buch ist für meine Freunde in Westbury und in Gedenken an Harvey Oxenhorn und Jay Goldman.

Ich möchte es außerdem Dr. Ari Ezratty widmen, einem brillanten Kardiologen und integren Menschen, sowie seinen engagierten Kollegen am St. Francis Hospital.

»Wir müssen in die Zukunft blicken«, sagte Constance.

»Der Vergangenheit nachzujagen, ist doch sinnlos.«

»Es ist auch unnötig«, sagte Audrey. »Sie folgt uns auf Schritt und Tritt.«

Ivy Compton-Burnett

A Father and His Fate

PROLOG

JUNI 1972

Am Anfang war das Kleid, und das Kleid war schön: aus schimmerndem schwarzen und silbernen Stoff, schulterfrei, körperbetont, das erotischste Kleid, das Willa mit ihren siebzehn Jahren je besessen hatte. Das hatte sie Angel zu verdanken, denn Angel war nicht nur mit ihr durch die Geschäfte gezogen, sondern hatte sie gezwungen, es zu kaufen. Heute hatte sie das Kleid zwar aus dem Haus schmuggeln und sich im Wagen umziehen müssen, aber das war es ihr wert – schon der Blicke wegen, die sie auf sich zog, als sie den anderen oben auf dem Hügel entgegenging: Patrick und Angel, Vinny, Travis, Shake und Nancy. Zwei fehlten: Jeremiah, mit dem heute wohl nicht zu rechnen war, und Caleb, auf den sie noch warteten. Patrick machte sich von Angel los und erhob sich von dem Steinblock, auf dem er gesessen hatte. Er wankte wie vom Blitz getroffen. »Mein Gott, Mädchen, willst du mir denn endgültig das Herz brechen?«

Sie lachte nur und streckte ihm die Wange hin. Doch damit gab er sich nicht zufrieden. Er fuhr mit den Lippen über ihren Hals, bis hinunter zu den nackten Schultern. Dort rührte er sich nicht vom Fleck, bis sie ihn sanft von sich schob. Er roch zwar nach Bier, war aber noch nicht blau.

Es war ein heißer Nachmittag Ende Juni; der Beacon Hill war von Sonnenlicht überflutet. Der Kamm des Hügels, von keinem Haus, von keiner Straße verschandelt und nur über einen Trampelpfad begehbar, schlängelte sich durch das kniehohe würzig duftende Wacholderdickicht. Er war ihr Reich, ein verwunschener Ort, an dem sie sich nach der Schule oder oft auch während der Unterrichtszeit trafen. Von einem Felsvorsprung blickte man auf den Sportplatz der High School. Andere kannten den Beacon Hill zwar auch, hielten sich jedoch fern, es sei denn, sie wurden ausdrücklich eingeladen. Und das kam selten vor.

Willa beobachtete, wie Eltern und Lehrer unten auf dem Spielfeld

Grüppchen bildeten. »Wo ist Caleb?«, fragte sie.

»Was geht mich das an?« Patrick schlang die Arme um sie. »Ich bin hier, du bist hier ...«

»Und ich bin auch hier, vergiss das nicht«, sagte eine rauchige Stimme hinter ihnen. Angelica Busky, Angel genannt, kniff ihn mit zwei spitzen blutroten Fingernägeln ins Ohr. »Schön bei Fuß, Kleiner.« Als Patrick widerstrebend den Rückzug antrat, wandte Angel sich an Willa. »Sexy siehst du aus!« Sie nahm die Kamera von dem Riemen, den sie am Handgelenk trug, und machte ein Foto von ihr.

»Musst du gerade sagen«, erwiderte Willa. Angel war es irgendwie gelungen, ihre üppigen Formen in ein rubinrotes Flamenco-Kleid zu zwängen, das bis zum Oberschenkel geschlitzt und natürlich tief ausgeschnitten war, um den berühmten engelgleichen Busen in Szene zu setzen.

Aufreizend wiegte sie sich in den Hüften, was den Jungs, die auf den Steinblöcken hockten, ein Stöhnen entlockte. Dann drückte sie Patrick die Kamera in die Hand. »Da, du kriegst uns beide.«

Er griff sich theatralisch an die Brust. »Wenn du wüsstest, wie lange ich auf diese Worte gewartet habe!«

»Vor die Kamera, du Spinner. Als ob du es mit uns beiden aufnehmen könntest!« Sie legte den Arm um Willas Schultern. Willa machte sich erst steif, fasste Angel dann aber um die Taille. Wenn es angebracht war, das Kriegsbeil zu begraben, dann in diesem Moment. Sie posierten für die Kamera und für die Jungs, wohl wissend, welch verführerischen Kontrast sie boten: Angel mit der wilden roten Haarmähne, den grünen Augen und dem sinnlichen Körper; Willa groß und schlank, meerblaue Augen und goldblondes Haar, das ihre Schultern umfloss.

Dem Anlass entsprechend hatten auch die anderen sich in Schale geworfen. Wie gewohnt waren Shake – alias John Shaker – und Nancy Weston im Partnerlook erschienen, weiße Schlaghose und weiße Jacke. Ihre Hand steckte in seiner Hosentasche, seine in ihrer. Travis Fleck, in Sakko und Schlips, aber ohne Hemd, kletterte wendig wie ein Affe über die Steinblöcke. Die Gelegenheit, Willa zur Begrüßung zu umarmen, ließ er sich nicht entgehen und rieb seinen hoch gewachsenen, mageren Körper an ihr. Sie stieß ihn von sich. Willa war nicht prude, egal, was

Angel sagte. Gegen eine rein freundschaftliche Umarmung hatte sie nicht das Geringste einzuwenden. Aber Travis hatte immer irgendwelche Hintergedanken. Vinny, der sich wie gewohnt um Calebs Angelegenheiten kümmerte, kam zu ihnen geschlendert, packte Travis an seinem dünnen, strähnigen Pferdeschwanz und zog ihn von ihr weg. Er bot Willa einen Joint an.

»Ist das dein Kampfanzug für die Abschlussfeier?«, fragte sie, während sie sich Feuer von ihm geben ließ. Vinny trug Jeans und ein Batikhemd mit Grateful-Dead-Motiv. Der linke Ärmel war aufgekrempelt und entblößte die trainierten Armmuskeln, im Aufschlag steckte eine Packung Camel-Zigaretten.

»Hey, das Hemd ist nagelneu«, verteidigte er sich. »Wo ist Caleb?«

»Keine Ahnung. Ich war davon ausgegangen, dass er schon hier ist.«

»Es geht los!«, rief Patrick. Alle ließen sich zwischen den Steinblöcken nieder, um zuzusehen, wie ihre Klasse ohne sie das offizielle Ende der Schulzeit einläutete. In Zweiergruppen marschierten sie auf das Spielfeld, der Jahrgang 1972, angeführt von der High-School-Kapelle. Als Musikfetzen zu ihnen heraufdrangen, warf Willa einen Blick auf Shake, der eigentlich der erste Saxofonist der Band war. Er schaute mit unverhüllt wehmütigem Ausdruck zu, der jedoch sofort von seinem Gesicht verschwand, als er merkte, dass er beobachtet wurde. »Mann«, sagte er und seine vertrauten Grübchen erschienen, »jetzt guckt euch bloß mal diese ausgestaffierten Pfeifen an. Wisst ihr, was das Beste daran ist, dass ich diesem Laden endlich den Rücken kehren kann? Ich brauch nie mehr in diese beschissene Uniform zu steigen.«

»Stimmt genau, Mann«, sagte Nancy, seine stets treue Vasallin. Angel und Willa wechselten einen Blick. Nancy gegenüber waren sie immer noch Verbündete. Die Freundinnen der Jungs kamen und gingen, Angel und Willa hingegen waren die einzigen Mädchen, die um ihrer selbst willen zur Gruppe gehörten, in ihren Augen ein wesentlicher Unterschied.

»Nein, falsch«, widersprach Patrick. »Das Beste ist, endlich dieses Arschloch Grievely vom Hals zu haben.« Gemeint war Donald Grievely, der Direktor der Millbrook High School. Er hatte Patrick von der

Abschlussfeier suspendiert, nachdem dieser sich einen kleinen Spaß erlaubt und einen Ausschnitt aus dem Pornostreifen Deep Throat in den Sexualkunde-Lehrfilm der neunten Klasse montiert hatte. Aber in Wahrheit hatte Grievely schon lange auf eine letzte Gelegenheit gewartet, seine Macht zu demonstrieren. Patricks Suspendierung hatte zwangsläufig zur Folge, dass auch seine Freunde die Feier boykottierten. Alle oder keiner, so lautete ihre Devise. Nur Jeremiah bildete wie gewöhnlich eine Ausnahme.

»Und ob«, sagte Vinny. »Aber ich kann euch sagen, meine Mutter war vielleicht sauer! Sie wollte unbedingt dabei sein, wenn mir feierlich das Abiturzeugnis überreicht wird.«

Patrick spähte hinter seiner schwarzen Haartolle hervor. »Wovon redest du eigentlich, Mann? Du hast den Abschluss doch gar nicht geschafft.«

»Na und? Das konnte sie doch nicht wissen.«

Travis musste lachen, Bier spritzte durch die Lücke zwischen seinen Vorderzähnen. »Wie bitte – deine Mutter hatte keine Ahnung, dass du in sämtlichen Fächern durchgefallen bist?«

»Scheiße, Mann, pass doch auf!« Vinny wich der Bierfontäne aus.

»Na und? Meinst du, es ist so einfach, jedes einzelne Fach in den Sand zu setzen?«

»Gib doch nicht so an«, sagte Angel. »In Werken bist du ein As.«

»Dafür kann ich nichts. Ich arbeite eben gern mit den Händen. Da bin ich ein Naturtalent. Was ich anfasse, quietscht vor Vergnügen.« Er griff nach Angel, die jedoch leichtfüßig auswich und sich neben Patrick niederließ. Willa spähte hinunter aufs Spielfeld. Wo blieb Caleb denn nur?

»Sie hätten dir einen Spezialpreis verleihen sollen«, sagte Travis. »Für den miserabelsten Notendurchschnitt seit Gründung der Schule. Dann hättest du als Festredner der Gegenpartei auftreten können.« Eine Stichelei, ja, aber vorsichtig formuliert. Es war Vinnys Verdienst, dass ihnen niemand in die Quere kam oder den Hügel für sich reklamierte. Sie alle standen unter seinem Schutz. Aber dieser Schutz galt nur bedingt für Travis Fleck, Außenseiter der Gruppe und Lieferant gewisser unentbehrlicher Substanzen.

»Ja, als eine Art Advocatus Diaboli«, sagte Willa. »Du hättest eine Rede gehalten wie Jeremiah, nur hättest du zu allem das genaue Gegenteil gesagt.«

Vinny warf sich in Pose. »Meine Damen und Herren, Lehrer, Eltern und Mitschüler, schieß drauf, dass ihr gekommen seid ...«

Unten auf dem Spielfeld hatte Jeremiah Wright derweil am Rednerpult eine ähnliche Haltung eingenommen. Nach Patricks Suspendierung hatte er sich beim Schulleiter für ihn eingesetzt und schließlich, als sein Vermittlungsversuch scheiterte, selbstlos angeboten, sich am Boykott zu beteiligen. Er wusste natürlich, dass die anderen es nicht zulassen würden, und sie wiederum wussten, dass er es wusste. Doch schon die Bereitschaft, sich zu beteiligen, rechneten sie ihm hoch an, wie sie Jeremiah so vieles hoch anrechneten, nachsahen und verziehen. Er war der offizielle Festredner ihres Jahrgangs, und das zu Recht. Er hatte es sich redlich verdient, für sie alle zu sprechen, im Namen der misstratene Jungs und Mädchen oben auf dem Hügel ebenso wie im Namen der wohlgeleiteten Schüler unten auf dem Spielfeld.

Zwischen den Steinblöcken ausgestreckt, lauschten sie der Zeremonie, eingehüllt in einen Dunstschleier aus verbranntem Gras, im Nacken das süße heiße Flüstern des Sommers, auf den Lippen den Geschmack der Freiheit. Doch derselbe Wind, der so verlässlich den Duft des Wacholders über den Hügel trug, ließ Jeremiahs Worte verfliegen wie den Samen von Löwenzahn. Nur Bruchstücke gelangten bis zu ihrem Schlupfwinkel oben auf dem Hügel. Zukunft ... Verheißung ... niemals vergessen ... Am Schluss der Rede wandte Jeremiah sich ihnen zu, die Hand zur Faust geballt: für seine Verhältnisse ein Akt äußerster Rebellion. Patrick sprang sofort auf und erwiderte den Gruß, die anderen folgten. Die Schüler unten auf dem Spielfeld wurden aufmerksam und entdeckten sie jetzt erst – als Schattenrisse, die sich gegen den Sonnenuntergang abzeichneten. Ein Raunen lief durch die Stuhlreihen; ein paar ganz Mutige jubelten, während der Direktor auf dem behelfsmäßigen Podium in geduckter Haltung vor Wut schäumte. Willa verteilte Kuschhändchen, Angel schoss Fotos, und die Jungs hielten Bierdosen in die Höhe.

Ein einzigartiger Moment, aufgeladen mit Magie; noch während all

dies geschah, wusste Willa, dass sie es für immer im Gedächtnis bewahren würde. Wer jetzt nur noch fehlte, war Caleb, und da kam er auch schon – geschmeidig erklimmte er die Kuppe des Hügels, groß und dünn, weißes Hemd, Militärhose, dicke goldblonde Locken. Er ging zuerst zu Willa und gab ihr einen Kuss – einen langen, gefühlvollen Kuss. Willas Glück war vollkommen. In Calebs Armen geborgen, spähte sie zu Angel hinüber, und als diese den Blick erwiderte, konnte sie nicht anders, sie lächelte triumphierend.

Die anderen reagierten auf Calebs Ankunft wie gewohnt: Alle scharten sich um ihn. Wenn Jeremiah für sie der Stern war, den man als Schmuck oben auf den Christbaum steckte, dann war Caleb der Stamm, der sie alle zusammenhielt. Und er hatte sogar Geschenke mitgebracht, zwei Flaschen Sekt und einen Stapel durchsichtiger Plastikbecher. Die erste Flasche entkorkte Vinny mit einem satten Knall, der bis unten auf dem Spielfeld zu hören war. Sie prosteten sich zu und tranken auf die gemeinsam verbrachte Zeit und auf ewige Freundschaft, auf die Vergangenheit und die Zukunft. Kaum war die Flasche leer, musste die zweite dran glauben. Sie tranken und waren ausgelassen, während sich die Zeremonie unten zu ihren Füßen dröge ihrem Ende entgegenschleppte. Patrick schaltete sein Kofferradio ein, und als »Sympathy for the Devil« von den Stones gespielt wurde, konnten sie nicht mehr still sitzen. Sie fingen an zu tanzen. Willa tanzte mit jedem der Jungen, und jeder Tanz war ein Abschied, denn morgen schon sollte sie gegen ihren erklärten Willen nach Frankreich abreisen, um den Sommer dort zu verbringen. Die Jungs hingegen wollten in dem 57er Chevy, den Vinny und Patrick in mühevoller Kleinarbeit über einen Zeitraum von zwei Jahren restauriert hatten, zu einer Tour durch Amerika aufbrechen. Willa hatte ihre Eltern angefleht, sie mitfahren zu lassen, doch die konnten es natürlich nicht erwarten, die Clique auseinander zu reißen – als ob die physische Trennung etwas daran ändern könnte, was sie einander bedeuteten. Ihr einziger Trost war, dass auch Angel nicht mit von der Partie sein würde.

Nach Einbruch der Dunkelheit erschien Jeremiah mit einer weiteren Flasche Sekt. Sie tanzten immer noch. Der Hügel war in das Licht des Vollmonds getaucht, in der Luft flimmerten Glühwürmchen. Eigentlich

wollte Willa die langsamen Nummern für Caleb reservieren, doch Patrick forderte eine für sich und ließ sich nicht abwimmeln. Patrick war drahtig und kräftig, nicht viel größer als Willa. Als er sie an sich presste, spürte sie nur zu deutlich, was er empfand.

»Willa«, sagte er mit schwerer Zunge. »Ich hab's nicht gepackt, Willa.«

»Was hast du nicht gepackt?«

»Ich hatte mir geschworen, bis zum Ende der High School ein ganz bestimmtes Ziel zu erreichen. Aber was ich mir am meisten gewünscht habe, konnte ich nicht kriegen.«

»Ach ja? Und was war das?« Sie flirteten immer so, sie und Patrick; nur schien es diesmal kein Spiel mehr für ihn zu sein.

Er umschlang sie noch fester und streichelte mit beiden Händen ihren Rücken. Dann küsste er plötzlich selbstvergessen die Mulde hinter ihrem Ohr. »Das weißt du genau.«

Angel tanzte gerade mit Jeremiah. Er redete ernst auf sie ein, doch Angel hörte ihm nicht zu. Sie starrte Willa an, die den heißen, sengenden Blick auf ihrer Haut zu spüren glaubte. Wenn Patrick heute Abend Mist baute, würde Angel ihr die Schuld geben. Sie würde eine Racheaktion wittern. »Lass das sein, Patch«, murmelte Willa und nahm seine auf Entdeckungsreise gehende Hand von ihrem Hintern. »Ich dachte, das hätten wir hinter uns.«

»Wie können wir etwas hinter uns haben, was nie gewesen ist?« Ein ziemlich cleverer Gedanke für jemanden, der sichtlich blau war.

»Caleb und Angel sind auch noch da«, sagte Willa.

»Hör zu, diese Sache zwischen uns ist so groß, so gewaltig, dagegen sind Einzelschicksale gar nichts«, erwiderte er. Groß, gewaltig – so fühlte es sich auch an, dachte sie und unterdrückte ein Kichern. Angel behauptete, er sei ausgestattet wie ein Stier, und die musste es ja wissen. Patricks Hand ging schon wieder auf Wanderschaft, da tauchten Caleb und Angel neben ihnen auf. »Du hast das falsche Mädchen erwischt, Kumpel«, sagte Caleb nicht unfreundlich und befreite Willa aus Patricks Umklammerung. Durch lange Übung zur Meisterin geworden, hingte Angel sich an Patrick und zog ihn mit sich fort.

Als sie nicht mehr tanzen konnten, legten sie sich flach auf den

Boden, um zu verschlafen. Einen unbeteiligten Zuschauer hätten sie an junge Seehunde erinnert, die, erschöpft vom Spiel in der Brandung, die Nähe des Rudels genossen. Jeremiah öffnete die letzte Flasche Sekt und schenkte feierlich ein, den Mädchen zuerst. »Auf die drei schönsten Frauen der Millbrook High School! Ladys, es war mir eine Ehre.«

Dann stand Angel auf und hob ihr Glas. Welch ein Anblick: wie ein Fanal stand sie oben auf dem Hügel, von einer flammend roten Haarwolke umkränzt, das blasser Gesicht von Mondlicht übergossen. »Ich habe einen Trinkspruch auszubringen«, sagte sie und schaute sie verhalten lächelnd der Reihe nach an. »Mögen wir immer die richtigen Entscheidungen treffen!«

Eine Zeit lang war es still. Willa dachte, wie komisch es war, dass ausgerechnet Angel einen solchen Trinkspruch ausbrachte, die sich sonst rühmte, nie zu tun, was man von ihr erwartete. Sie sah Caleb an, doch der hatte den Kopf abgewandt.

Jeremiah brach als Erster das Schweigen. »Und mögen wir immer wissen, was die richtige Entscheidung ist!«, rief er, und das allgemeine Gelächter vertrieb die Beklommenheit, die wie aus dem Nichts aufgetaucht war. Angel setzte sich wieder neben Patrick, und er legte den Arm um sie. Shake brachte seine Mundharmonika zum Vorschein und begann einen Blues zu spielen, eine bitter-süße Melodie; und Angel, die den Song kannte, sang dazu.

Frankie und Johnny liebten sich
Mehr als alles auf der Welt
Sie schworen sich ewige Treue
Bei den Sternen am Himmelszelt
Er war ihr Mann, doch er ließ sie im Stich.

Angel hatte eine heisere, melodische Stimme, die an ihr Idol Janis Joplin erinnerte und den Eindruck weckte, sie habe selbst erlebt, wovon sie sang. Shakes Spiel auf der Mundharmonika war auch ohne Gesang mitreißend; Willa hatte viele ihrer schönsten Momente in der Gruppe zur Begleitung seiner Musik erlebt. Doch im Verein mit Angels Stimme trieb ihr die alte Ballade über den treulosen Liebsten die Tränen in die Augen.

Nie wieder, solange sie lebte, würde sie diesen Song hören, ohne an den heutigen Abend zu denken. Als die letzten Noten verklangen, trat Stille ein, und in die Stille platzte der Gedanke, dass dies das Ende war, das Ende sein musste. Denn zu Ende gehen musste es ja doch, nicht nur ihre gemeinsame Zeit, sondern auch das Abschiednehmen. Die Juninächte waren kühl in den Hügeln des Nordens von Westchester. Andere Partys, andere Menschen warteten auf sie; und die Pärchen sehnten sich nach ein wenig Zweisamkeit, bevor sie sich wieder ins Getümmel stürzten.

»Alles Schöne hat einmal ein Ende«, deklamierte Jeremiah. »So sagt das Sprichwort, und allmählich begreife ich, wie viel Wahrheit darin steckt.«

»Das hier ist nicht das Ende«, sagte Angel. »Es ist erst der Anfang.«

»Es ist das Ende des ersten Aktes und der Beginn des zweiten«, erklärte Caleb. »Was uns verbindet, kann uns keiner nehmen. Es ist unsere Basis, unser Fundament.« Er hob sein Glas. »Auf uns – bis dass der Tod uns scheidet!«

»Auf uns!«, wiederholten die anderen. Es war das Signal, auf das alle gewartet hatten. Die letzten Umarmungen und Abschiedsworte wurden ausgetauscht, sie nahmen ihre Sachen, und dann sagte jemand – später konnten sie sich nie einigen, wer es gewesen war: »Wir wollen uns etwas schwören: Heute in zwanzig Jahren, auf den Tag genau, treffen wir wieder hier zusammen, wo wir auch sein, was wir auch tun mögen – wir sehen uns wieder, und zwar hier auf dem Beacon Hill!«

Angesichts ihres Alkoholkonsums und der sentimentalischen Stimmung konnte so ein Vorschlag nur auf einhellige Zustimmung stoßen. Vinnys Anregung, einen Blutschwur zu zelebrieren, wurde zum Glück von Jeremiah abgeschmettert, der mit Vinnys Blut, so sagte er, nichts zu tun haben wolle. Aber schließlich legten alle die Hände zu einer Pyramide aufeinander und schworen feierlich: Nichts und niemand, weder Himmel noch Hölle, würden sie davon abhalten können, sich in zwanzig Jahren wiederzutreffen.

1. KAPITEL

JANUAR 1992

Man hatte ihr angeboten, einen Wagen zu schicken. Willa hatte abgelehnt; sie hasste es, chauffiert zu werden. Die Fahrer fühlten sich unweigerlich berufen, Konversation zu machen, um ihr die Zeit zu vertreiben, worauf sie sich ihrerseits genötigt sah, aus Höflichkeit zur Unterhaltung beizutragen, oft gerade dann, wenn ihr am allerwenigsten nach Reden zu Mute war. Sie zog es vor, allein und unbehelligt ihrer Wege zu gehen. Am Nachmittag fuhr sie mit dem Auto zum Bahnhof und nahm dort den Zug von Chappaqua zur Grand Central Station. Seit Mitte Dezember schneite es schon. Umso erleichterter war sie, dass sie jetzt nicht am Steuer ihres Wagens saß. Die Zugfahrt dauerte länger als geplant, und sie nutzte die Zeit, um an ihrer Rede zu feilen. Oder, besser gesagt, um zusehends an dem Manuskript zu verzweifeln. Dasselbe hatte sie schon im letzten Jahr gesagt, als die gebundene Ausgabe ihres Buches erschienen war. Jetzt sprach aus jeder Zeile der blanke Hohn.

Willa wusste im Grunde, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Sie war noch nicht so weit, es war noch zu früh. Aber Judy Trumpledore hatte mit Engelszungen auf sie eingeredet: Es wird dir gut tun ... Höchste Zeit, dass du endlich den Hintern hochkriegst ... Du brauchst den Kontakt zu deinem Publikum ... – und sich auf Diskussionen mit Judy einzulassen, war verlorene Liebesmüh. Die Bedeutung des Wörtchens »nein« war ihr zwar bekannt, sie neigte jedoch dazu, es immer dann zu überhören, wenn es gerade nicht in ihre Pläne passte.

In Ardsley stieg ein Mann zu und setzte sich neben sie, obwohl noch etliche andere Plätze frei waren. Er war vom Typ Wall-Street-Makler, in der Übergangsphase von schlank und erfolgshungrig zu fett und selbstgefällig. Zweifellos war er verheiratet. Willa schaute ihm direkt ins Gesicht. »Ich an Ihrer Stelle würde mich lieber nicht auf diesen Platz setzen.«

Ihre Bemerkung schien ihn eher anzustacheln als abzuschrecken.

»Was spricht dagegen?«, fragte er mit einem Grübchenlächeln, das ihm in seinem Leben sicherlich das eine oder andere Abenteuer einbrachte.

»Man hat mir zwar gesagt, es sei nicht ansteckend, aber wer weiß das schon so genau?«

Nachdem sie ihren Platz zurückerobert hatte, wandte sie sich wieder ihrer Rede zu, um zu straffen und zu streichen. Schade, dass sie nicht einfach alles ausradiieren konnte. Ach, reg dich nicht auf, so schlimm wird's schon nicht werden, redete sie sich zu und holte pflichtschuldigst mehrmals tief Luft. Dann lehnte sie den Kopf an die kühle Fensterscheibe und wiederholte im Geiste Judys Worte wie ein Mantra: »Unterschätze niemals die menschliche Fähigkeit, sich ausschließlich mit sich selbst zu beschäftigen.« Willas Geschichte war jetzt vier Monate alt, und das war mehr, als das Gedächtnis des durchschnittlichen New Yorkers zu bewältigen vermochte.

An der Grand Central Station nahm sie die Linie 4 zum Union Square. Willa war überzeugt, dass man eine Stadt erst kannte, wenn man ihr U-Bahnsystem kannte. Die U-Bahn war der Blutkreislauf einer Stadt, ihre Venen und Arterien, und die Fahrgäste die Blutplättchen. Und sie war stolz auf ihre Fähigkeit (ein Ergebnis ihres guten Gedächtnisses und einer verschwendeten Jugend), sich wie im Schlaf in diesem System zurechtzufinden. Sie fuhr auch dann noch mit der U-Bahn, als sie es schon längst nicht mehr nötig hatte. Simon hatte das missbilligt. »Meine Klienten fahren mit der U-Bahn«, pflegte er zu sagen, als wäre das Grund genug für seine Frau, die U-Bahn zu meiden. Willa hatte es schließlich nicht mehr erwähnt, um Rücksicht auf seine Gefühle zu nehmen.

Sie trat aus dem Tunnel in einen Schwall kalter Luft und blendend weißes Licht. Eine dünne Schneedecke lag auf dem Union Square, und es schneite immer noch: dicke, taumelnde Flocken legten sich auf ihre Wimpern und das unter der Hutkrempe hervorquellende Haar. Bei diesem Wetter wird kaum jemand vor die Tür gehen, dachte sie, was ihre Stimmung ein wenig hob.

Die Signierstunde fand in einem kleinen, unabhängigen Buchladen namens »Illuminations« statt, der nicht nur bei den Bewohnern des Stadtteils sehr beliebt war, sondern auch bei den Studenten der NYU,

unter denen, laut Judy, ein Compton-Burnett-Kult ausgebrochen war. Als Willa in die East 14th Street einbog, sah sie das Schaufenster voll mit ihren Büchern, nicht nur das neue, sondern auch die beiden ersten Biografien, Dutzende von Exemplaren, gebunden und als Taschenbuch, dazu eine Vergrößerung des Covers ihres neuesten Titels: Familiengeheimnisse: ... und leise rieselt das Gift – die Romane von Ivy Compton-Burnett. Daneben war ein Porträt der Autorin in Posterformat ausgestellt.

Beim Anblick des Fotos zuckte Willa zusammen und zog sich die Hutkrempe tief ins Gesicht. Diese grauenvolle Werbeaufnahme. Judy hatte sie dazu zwingen müssen, zum Foto-Shooting zu gehen. Das einzig Gute daran war, dass es kein bisschen Ähnlichkeit mit ihr hatte und sie niemand anhand des Umschlagbilds erkannte. Man hatte sie wie die Heldin eines Kitschromans posieren lassen: mit nackten Füßen stand sie auf einem windgepeitschten Felsvorsprung, in einem langen wehenden Kleid, ihr Haar war zerzaust, und hinter ihr war nichts als Himmel und Meer. Simon hatte es sehr gemocht; jedenfalls hatte er es gesagt. Auf seinem Schreibtisch stand, dem Besucher zugewandt, ein gerahmter Abzug. Simon hatte sie immer unterstützt. Wenn sie ausgingen, stellte er sie als »meine Frau, die Schriftstellerin« vor. Autorin, hatte sie immer wieder gesagt. »Schriftstellerin« sei veraltet und klinge unseriös. Er hatte versprochen, es sich zu merken, doch wenn er sie das nächste Mal vorstellte, hieß es wieder: Meine Frau, die Schriftstellerin.

Judy stand gleich hinter der Drehtür und schaute besorgt nach draußen. Als sie Willa entdeckte, leuchtete ihr Gesicht, und sie winkte. Willa trat in das Drehkreuz. Aus dem Laden hörte sie Stimmengemurmel, dann erhaschte sie einen Blick auf eine Ansammlung von Menschen, die mit Weingläsern in der Hand warteten. Panik stieg in ihr auf; sie gab der Drehtür einen Stoß und landete wieder auf dem Gehsteig.

Judy folgte ihr nach draußen. »Was soll denn das, bist du von allen guten Geistern verlassen? Hier draußen ist es eiskalt.«

»Ich schaff's nicht, Judy.«

Judith Trumpledore, Verlegerin von Trumpledore Books, einem Ableger von HarperCollins, war eine kleine Frau, elegant gekleidet, mit einer Figur, die erkennen ließ, dass sie einiges dafür tat, um sich in ihrem

Alter fit zu halten. Sie hatte welliges schwarzes Haar, klare Gesichtszüge, scharfe graue Augen und war von einer unanfechtbaren Selbstsicherheit, die Willa an die guten alten Kindermädchen erinnerte. »Und ob du es schaffst«, sagte sie und hielt Willa fest am Arm. »Es ist wie Fahrrad fahren. Man verlernt es nicht. Wo kommst du eigentlich her? Ich habe kein Taxi gesehen.«

»Ich bin mit der U-Bahn bis zum Union Square gefahren. Du verstehst mich nicht ... die Rede ist eine Katastrophe.«

»Mit der U-Bahn? Mein Gott, Willa, ich habe dir doch gesagt, ich schick dir einen Wagen.«

»Was ist denn dabei? Wir sind doch früher auch immer U-Bahn gefahren.« Damals, als sie sich ein Zimmer geteilt hatten, meinte Willa, vor ihrer Heirat und Judys kometenhaftem beruflichem Aufstieg, als sie beide noch frisch gebackene Lektoratsassistentinnen bei Harrow Books waren.

»Und Nathan's war unser Lieblingsrestaurant. Das war damals, jetzt ist jetzt.« Judy hielt immer noch ihren Arm fest, als befürchte sie, Willa werde Hals über Kopf davonlaufen.

Willa starrte durch das Schaufenster auf die Menschenmenge im Laden. Es mussten an die fünfzig Kunden sein, was überhaupt keinen Sinn ergab. Durch puren Zufall, der manchmal zum Guten wie zum Schlechten ausschlagen kann, war die Veröffentlichung der Familiengeheimnisse mit der Neuauflage mehrerer vergriffener Romane von Ivy Compton-Burnett zusammengefallen; folglich war ihr Buch ausführlich und sehr positiv besprochen worden. Dennoch gehörten literarische Biografien wohl kaum zu der Sorte von Büchern, die ein großes Lesepublikum anzogen; so viele Menschen, die Compton-Burnett oder gar ein Buch über sie gelesen hatten, konnte es selbst in New York nicht geben. »Wer sind die alle?«, fragte sie.

»Freunde, Fans, Studenten von der NYU. Ich hab's dir doch gesagt, Compton-Burnett ist ein heißer Tipp.«

»Hast du eine Anzeige aufgegeben?«

Judy lachte über ihren vorwurfsvollen Ton. »Schuldig! Wir haben eine Anzeige in der Times geschaltet und Einladungen an ein paar Freunde von dir verschickt. Es mag ein Schock für dich sein, meine

Liebe, aber die meisten Autoren freuen sich über Publicity. Sie scheinen seltsamerweise zu glauben, dass sie dadurch mehr Bücher verkaufen.«

»Ich will ja auch nicht undankbar sein. Es ist nur ...«

»Schon gut, Willa. Gehen wir rein. Kopf hoch, Brust raus, und los!«

Drinnen nahm man ihr den Mantel ab und brachte ihr ein Glas Wein. Judy blieb in ihrer Nähe, obwohl jetzt keine Fluchtgefahr mehr bestand. Willa war endgültig in die Rolle der Autorin geschlüpft. Viele der Gesichter waren ihr bekannt: Kollegen von Simon, Mitarbeiter von Harrow Books, wo sie früher gearbeitet hatte, und von HarperCollins, wo ihre Bücher erschienen. Ein Teil der Leute, die zum Begräbnis gekommen waren; seitdem hatte sie niemand gesehen. »Wie geht's dir denn?«, fragten alle. In der Frage lag Besorgnis, doch auch unverhohlene Neugier. Willa setzte jedes Mal ein Plexiglaslächeln auf und beeilte sich, den nächsten Bekannten zu begrüßen.

Manny Schultz, ihr Agent, löste sich aus der Gruppe und umarmte sie väterlich. Er roch nach Wolle, Schnee und Pfeifentabak. Willa war erstaunt, ihn hier zu sehen. Für Öffentlichkeitsarbeit war der Verlag zuständig, und Manny weigerte sich aus Prinzip, an den Lesungen seiner Autoren teilzunehmen. »Wenn ich heilig gesprochen werden will«, pflegte er zu sagen, »dann gehe ich zum Papst.«

»Was machst du denn hier?«, fragte sie.

»Wenn Mohammed nicht zum Berg kommt, dann muss der Berg eben zu Mohammed kommen. Du schuldest mir noch ein Buch, mein Schatz, und ich werde es kriegen.«

»Du solltest diabolisch deinen Schnäuzer zwirbeln, wenn du so was sagst.«

»Ich habe aber keinen Schnäuzer.«

»Dann solltest du dir schleunigst einen stehen lassen.«

Er lächelte zwar, ließ sich jedoch nicht beirren. »Arbeitest du schon daran?«

»Natürlich.« Sie schaute an ihm vorbei zum rückwärtigen Teil des Ladens, wo man ein Podium und etwa dreißig Stühle aufgestellt hatte. Die meisten Plätze waren schon besetzt, und die Angestellten stellten schnell noch ein paar Stühle dazu. »Entschuldige mich jetzt bitte, Manny, ich glaube, sie warten schon auf mich. Du hast mich

reingelegt«, zischte sie Judy zu. »Ich komme mir vor wie auf einer Coming-Out-Party ...«

»Irgendwann musstest du ja aus der Versenkung auftauchen«, sagte Judy, praktisch wie immer.

»Ich würde mich am liebsten verdrücken. Das hier ist das reinste Kuriositätenkabinett, und ich bin das Ausstellungstück.«

»Unsinn – es ist eine Demonstration von Freundschaft und Unterstützung. Außerdem schaut man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul.«

»Diese Redensart habe ich noch nie leiden können. Wenn mir jemand ein Pferd schenken würde, dann würde ich mir zuallererst sein Gebiss angucken.«

»Du hast zu viel Compton-Burnett gelesen«, sagte Judy und führte sie zum Eigentümer des Ladens, einem hoch gewachsenen, dünnen, nervösen Mann, dessen Namen Willa nicht mitbekommen hatte.

Während er die Veranstaltung eröffnete und sie kurz vorstellte, saß sie höflich lächelnd in der ersten Reihe, so, als ginge sie das alles gar nichts an. Es folgten die üblichen Ungenauigkeiten und aufgebauschten Details, die ihr Leben viel interessanter erscheinen ließen, als es war.

»Nach mehrjähriger Tätigkeit als Lektorin bei Harrow Books zog Miss Scott aufs Land und begann dort mit der Arbeit an einer Reihe bemerkenswerter literarischer Biografien. Der Verlust der Verlagswelt war ein Gewinn für die Literatur.« In Wahrheit hatte sie es nicht weiter als bis zur Lektoratsassistentin gebracht. Man war allerdings auf ihr Talent aufmerksam geworden, hatte ihr wichtige Bücher zum Lektorieren gegeben und ihr sogar eine Beförderung in Aussicht gestellt – bis sie schwanger wurde. Das war das Ende ihrer Karriere als Lektorin. Die Verlagswelt, so hieß es oft, sei maßgeschneidert als Betätigungsfeld für Frauen; aber damit waren kinderlose Frauen gemeint, auch wenn man das in der Regel nur hinter vorgehaltener Hand sagte. Judy Trumpledore blieb ledig und ließ in der Wahl ihrer Liebhaber große Umsicht walten. Sie wurde befördert; für Willa gab man eine Babyparty.

Ihr Gehalt war schmal, und daran würde sich wohl auch nichts mehr ändern. Simons Kanzlei dagegen florierte, und seit sie schwanger geworden war, wollte er unbedingt aus der Stadt wegziehen. Willa war

in einem spießigen Vorortklima aufgewachsen und hatte sich geschworen, nie wieder in einer Kleinstadt zu wohnen. Aber nach dem Mutterschaftsurlaub war sie nicht wieder zu Harrow Books zurückgekehrt, und ein halbes Jahr nach Chloes Geburt zogen sie in ein kleines viktorianisches Haus in Chappaqua, nur zwanzig Minuten von dem Ort entfernt, an dem Willa aufgewachsen war.

Es gab Applaus; sie hatte ihr Stichwort verpasst. Der Buchhändler blickte sie erwartungsvoll an. Willa stand auf und ging zum Podium. Sie rückte das Mikrofon zurecht, schlug ihre Mappe auf und wagte einen Blick ins Publikum. Alle Plätze waren besetzt, es standen sogar Leute neben den Stuhlreihen und halb versteckt zwischen den Regalen. Ein Meer von Gesichtern, bekannte wie unbekannt; unergründliche Blicke, hinter denen sich Gedanken und Spekulationen über ihr Leben verbargen. Willa verlor die Fassung. Plötzlich konnte sie es nicht mehr ertragen, derart angestarrt zu werden. Dann fing Judy ihren Blick auf, und etwas darin erinnerte Willa daran, wer sie war und wozu sie hier war, und half ihr, diesen Moment der Schwäche zu überwinden.

»Ivy Compton-Burnett kam relativ spät, im Alter von vierzig Jahren, zum Romaneschreiben. Sie platzte aus heiterem Himmel auf eine Bühne, die von zeitgenössischen Autoren wie Virginia Woolf und Anthony Powell beherrscht wurde. Die Kritiker zeigten sich überrascht von ihrer Arbeit, schockiert, fasziniert. »Aischylos, in die Tonart der Jane Austen übersetzt«, schrieb die Londoner Times. Sie wurde mit einem Chirurgen verglichen, ihre Romane mit Skalpells. Aber in Wahrheit seziierte sie Familien und legte deren Leben schonungslos bloß. Wie Würmer unter dem Mikroskop, die nicht wissen, dass sie Gegenstand eines Experiments sind, gingen die Menschen in Compton-Burnetts Büchern ihren Geschäften nach, während die Autorin die ihrigen erledigte.

Ihre Versuchsobjekte waren Familien der Oberschicht, die ihren Aufstieg der elisabethanischen Ära verdankten, was sich hinter dieser noblen Fassade entblätterte, hätte selbst einem Harold Robbins die Schamesröte ins Gesicht getrieben: Inzest, Ehebruch, Erpressung, Kindsmord – praktisch alles war vertreten, mit Ausnahme von Völkermord. Ereignisse von globaler Reichweite interessierten Compton-Burnett nicht, die zwei Weltkriege miterlebte, ohne sich in ihren

Romanen jemals mit dem Thema Krieg auseinander zu setzen. Zumindest nicht direkt. Das Thema Macht interessierte sie dafür umso mehr; ihr ganzes Leben beschäftigte sie sich mit dem Totalitarismus in all seinen Spielarten. Aber es drängte sie, ihre Bilder sozusagen auf kleiner, erlesener Leinwand zu malen.«

Sie hielt inne, um einen Schluck Wasser zu trinken. Die nächste Seite war übersät mit Streichungen in dicker blauer Tinte. Willa hatte sich bereits auf feindliches Gebiet vorgewagt. Irgendwo da draußen saßen Simons Kollegen, zwei seiner Partner und seine Sekretärin. Die treue Minty musste Bescheid gewusst haben: Wie konnte sie es wagen, ihr ins Gesicht zu sehen?

»Ihre Sicht der menschlichen Natur war nicht gütig. Compton-Burnett war überzeugt, dass die meisten von uns nicht imstande sind, der Versuchung die Stirn zu bieten, ja, dass sich viele die Hände schmutzig machen und die große Mehrheit sogar ungestraft davonkommt. ›Es deutet vieles darauf hin, dass die absonderlichsten Dinge geschehen‹, sagte sie einmal in einem Interview. ›Wir wissen viel weniger voneinander, als wir glauben.««

Willa schaffte es irgendwie bis zum Schluss der Rede. Das Publikum war ihr wohlgesonnen, das anschließende Frage- und-Antwort-Spiel Gott sei Dank kurz und schmerzlos. Es war das Übliche: »Wie wählen Sie Ihre Themen aus?« (»Das tue ich nicht; sie wählen mich aus.«) »Wie viele Stunden am Tag schreiben Sie?« (»Da heute sowohl meine Lektorin als auch mein Agent anwesend sind, muss ich wohl sagen, zwischen zwölf und vierzehn Stunden.«) Und so weiter. Dann war alles vorüber, bis auf das Signieren. Willa saß an einem Eichentisch, auf dem sich die Exemplare von Familiengeheimnisse stapelten. Neben ihr stand eine junge Angestellte, die Bücher aufschlug und nach dem Namen des Kunden fragte. Willa benutzte einen einfachen blauen Kugelschreiber. Der goldene Füllfederhalter von Cartier, den Simon ihr anlässlich ihrer ersten Signierstunde geschenkt hatte, lag zu Hause in seiner Schachtel. Eines Tages würde sie ihn Chloe geben.

Simons Sekretärin Minty war die Dritte in der Reihe. Sie fixierte Willa mit ihrem tränenfeuchten Blick, durch den ihr längliches, kummervolles Gesicht noch mehr an einen Beagle erinnerte. »Willa, meine Liebe ...«

»Hallo, Minty«, sagte Willa forsch, und doch so, als könne sie sich nur mit Mühe an ihren Namen erinnern. Minty bekam nicht nur ein Autogramm, sondern auch eine Widmung, ein Zitat von Compton-Burnett: »Ehrlichkeit ist die bessere Wahl.«

Sie signierte das nächste Buch, und das nächste ... Nach einer Weile schaute sie nicht mehr auf. »Wem soll das Buch gewidmet werden?«, hörte sie die Angestellte zum zwanzigsten Mal fragen.

Die Stimme eines Mannes antwortete, eine Stimme, die ihr so verführerisch vertraut war, dass ihr ein Schauer über den Rücken lief. »Dem ›Fool on the Hill‹, wie in dem Beatles-Song«, sagte die Stimme. Willa hob den Kopf. Der Mann, der vor ihr stand, war ihr fremd – bis er lächelte. In dem Moment, als sie dieses Lächeln sah, erkannte sie ihn. »Patrick«, rief sie und streckte ihre Hand nach ihm aus. Der Tisch stand zwischen ihnen

»Hallo, Willa. Hübsch wie eh und je, wie ich sehe.«

Er war natürlich älter geworden, und er war besser gekleidet als früher. Patrick trug eine Tweedjacke, Pullover und eine khakifarbene Hose. Von seinen Augenwinkeln strahlten feine Lachfältchen aus, die Augen selbst aber waren unverändert, sie funkelten schelmisch. Er trug sein Haar kürzer. Es war immer noch schwarz, und ihm fiel dieselbe ungebändigte Tolle in die Stirn wie damals.

»Das ist aber eine Überraschung«, sagte sie und spürte, wie sie rot wurde. Als er lachte, zog ihr taubes Herz sich zusammen vor Sehnsucht nach dem alten Patrick und der Beacon-Hill-Clique. Sie waren mehr als Freunde für sie gewesen, die Messlatte für alle, die danach kamen und in der Regel für zu leicht befunden wurden.

Er habe sie überraschen wollen, sagte er. Das war ihm gelungen. »Ich freue mich auf dich, seit ich die Anzeige in der Times gesehen habe.«

»Und wenn ich dich nicht erkannt hätte?«

»Unmöglich«, erwiderte er mit unerschütterlichem Selbstvertrauen.

»Es ist lange her.«

»Du hast mir ja gerade selbst Recht gegeben. So stark verändern sich die Menschen nicht.«

Nein, dachte sie, wir lernen sie nur besser kennen.

Die Schlange hinter Patrick wurde unruhig. Die kleine Angestellte legte ein aufgeschlagenes Buch auf den Tisch, und Willa wandte sich wieder ihrer eigentlichen Aufgabe zu. »Für Patrick«, schrieb sie, »alles andere als ein ›Fool on the Hill‹.« Bis hierher war es einfach, aber wie sollte sie unterschreiben? In Liebe? An einen Mann adressiert, den sie ewig nicht mehr gesehen hatte, den sie als Mann gar nicht kannte, sondern nur als den wilden, charmanten Jungen aus ihrer Vergangenheit? In Zuneigung? Das war zu kalt. Schließlich unterschrieb sie mit »Deine Willa« und spürte, als sie ihm das Buch reichte, wie ihr das Blut erneut in die Wangen schoss.

Doch statt das Buch zu nehmen, griff er nach ihrer Hand. Seine Hand war warm und ihre kalt. »Wenn du hier fertig bist, lade ich dich ein.« Es war zwar keine Frage sondern eine Feststellung, doch etwas in seinem Blick erinnerte sie an die Macht, die sie früher über ihn gehabt hatte.

Willa schaute sich um. Judy und Manny standen neben dem Podium. Sie steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich angeregt. Sie wollten sich nach der Lesung mit ihr zusammensetzen und sie ins Gebet nehmen. Sie wandte sich wieder Patrick zu, der sich trotz der drängelnden Schlange nicht vom Fleck gerührt hatte.

»Sehr gern«, sagte sie.